

Die Marquesa von Talavera

Einige von Heinz Biermuth

Den offenen Gelbe gegen die Spanier stets Siegreich, stießen die napoleonischen Heere im Lande selbst auf Widerstände, die Offiziere und Mannschaften in gleicher Weise gerührten. Nationalstolz und wilder Hass, patriotische Begeisterung und religiöser Nationalismus ließen die Spanier die große Macht des Gegners und die eigene Schwäche vergessen. Ein Anfangszeit rief 1808 die Centralbank zum Guerillakrieg gegen die Franzosen auf. Kein französischer Soldat wagte es, allein über die Straße zu gehen; und wenn drei sich sicher wohnten, so geschah es oft genug, daß man ihre Söhne am nächsten Tage aus dem Cajo oder Guadalupe flüchtete.

In Talavera stand das Husarenregiment Chamborau. Die Offiziere in rothaarigen Peitschen und hellblauem Dolman lagen im Schlosse des nach Sevilla geflüchteten Marquesa Robrius v. Almeria in Quartier. Die Marquesa, eine Frau von zarter Schönheit, war mit ihren vier unerwachsenen Kindern samt den Dienern auf dem Herrschaftsgrundstück geblieben. Sie behandelte die Offiziere des Regiments Chamborau der Vornehmheit dieses Truppensärgers gemäß mit erlesener Höflichkeit. An ihrer stolzen Jurisdiktion ließ sie jedoch die Herren stets fühlen, für wie wenig wünschenswert sie ihre Anwesenheit betrachtete. Sie hing äußerlich an ihren Kindern und konnte trotz der ernsten Zeiten, wenn sie sich von den Franzosen unbedroht glaubte, mit ihren Kleinen ausgelassen fröhlich sein. Die Tapferen vom Regiment Chamborau waren sich darüber einig, daß der Marquesa von Almeria um dieser Frau willen der beneidenswerthe Mensch auf Gottes Erdboden sei, und schworen fernerhin, daß sie diese hätten.

Im Februar wurde die Lage der Franzosen in Talavera bedrohlich. Sechs Soldaten des Regiments waren aus dem Hinterhalt erschossen, vier auf offener Straße erstochen worden. Als einige Leute kurze Zeit nach dem Genuss von Wein oder Speisen starben, da führten auch die Offiziere auf dem Schlosse Almeria die Söhne ein, jede Speise vor dem Genuss von den spanischen Dienern vorstellen zu lassen. Man wurde aber durch böse Erfahrungen noch vorsichtiger. Es geschah oftmals, daß jene Leute, die man mit dem Abschneiden der Speiser beauftragt hatte, lächelnd ahen und plötzlich im Tode zusammenbrechend noch die Genugtuung hatten, acht oder zehn der verdachten Einbringlinge dorthin mitzunehmen, wo niemand mehr auf blanke Uniformshölze oder gepunktete Pferdegeschirr achtet.

In den letzten Märztagen des Jahres 1809 brachten Kunden die Nachricht, daß sich starke spanische Truppentruppen vor Talavera zusammenzogen. Heil! Es sollte also ordentlichen Kampf geben! Man würde zwei oder drei Tage vor heimlichen Dolchen und vergifteten Weinen Ruhe haben! Die französischen Regimenter wurden unter Waffenbereitschaft gestellt, verdeckte Postenketten um Talavera gezogen und zum Abschluß von diesem tödlichen Rieft tödtig die Böcher geschnellt. Der Oberst der Chamborau-Husaren, ein martialischer Bretagner, ließ sich bei der Marquesa melden. Sie empfing ihn in dem Arbeitszimmer ihres Gatten.

„Mein Regiment, Marquesa, verläßt morgen Talavera. Dieser Handbuch ist der Ausdruck meiner innigen Verehrung für Sie und zugleich meines herzlichsten Dankes für die mit meinen Kameraden bezeugte Gastfreundschaft.“ Die Marquesa verneigte sich ammutod: „Sie werden es verstehen, Herr Oberst, wenn ich Ihr Schreiben aus meinem Hause nicht bedaure. Denn ich bin eine Spanierin; aber an die spanische Gastfreundschaft soll Frankreich oft denken. Ich hoffe, daß Sie und Ihre Kameraden ein Abschiedsmahl in den Festhallen nicht ausschlagen werden. Ich erwarte Sie alle.“

Der Oberst nahm die Einladung innerlich zögernd an und verabschiedete sich nachdenklich von der Marquesa. Als der

Nachtwind in den Schluchten ornte und die Vorpostenfeuer um Talavera rot aufloderten, kamen auch im Schlosse die Männer aus und waren ihr zauderes Licht über redbraune Peitschen, hellblaue Dolmans und niederschwarze Mützen. Die Marquesa erschien in großerlicher Toilette aus schwärzenden Spitzen. Die Kerzen brannten feierlich in dem hohen Saal, und die Marquesa war so unfehlbar schön, daß alle Gespräche stottern und eine feierliche Stimmung nicht austommen wollte. Dann gingen die Türen auf und sechs kostbare Dienner trugen Speisen und Getränke auf kostbarem Porzellan zur Tafel. Den Oberst beschlich eine unheimliche Ahnung.

„Wollen Marquesa die Güte haben“, sagte er verbindlich, „ihre Kinder an diesem Fest teilnehmen zu lassen? Ich trage die Verantwortung für das ganze Offizierskorps und bitte darum, diese Aufforderung nicht als ein Zeichen von Mißtrauen zu betrachten.“ Die Marquesa lächelte fröhlich und gab einem Dienner entsprechende Anweisungen. Nach kurzer Zeit wurden die Kinder vom Haussmeister zur Mutter geführt.

„Ist Ihnen das ein genügendes Pfand für Ihre Sicherheit, Herr Oberst?“ Der Oberst beugte sich wortlos über ihre Hand.

Die Marquesa küßte ihre Kinder innig. Die Dienner stellten die Kleider mit einem goldblauen, reifen Türen. Der Oberst erhob sich, um den Trinkspruch auszubringen; doch der Sohn entgegnete er dem Reich nicht, sondern verbeugte sich nach deundeter Kleide scherhaft vor der Dame des Hauses. Sie lächelte so spöttisch, daß dem schmauhürtigen Houdou die Scham rot ins markante Gesicht schoß. Er hielt den Wein halb zum Mund an — aber dann stellte er das Glas hart auf den Tisch. Ein peinliches Schweigen entstand; die Offiziere starrten verlegen vor sich hin — da erhob die Marquesa entschlossen das Spülglas zur Erwiderung empor. Sie beugte sich leicht zu ihren Kindern hinab und strich ihnen nacheinander lächelnd über die seidenweichen Haare: „Ihr werdet diesen Herren gutrufen, liebe Kinder — Ihr werdet den Wein bis zur Neige austrinken, meine lieben Kinder“ — Sie wandte sich zu den Offizieren: „Ich dankte Ihnen, Herr Oberst, für Ihren Trinkspruch und Ihnen allen, meine Herren, für die edle Manier, in der Sie Ihr Gastrecht ausüben. Dieses Glas beim ruhmreichen Regiment Chamborau!“ Sie setzte das Glas an und trank es in einem Zuge aus. Die drei älteren Kinder folgten ihrem Beispiel. Dem jüngsten, einem jungen, verwöhnten Knaben, wollte der fröhliche Wein nicht mundnen. „Trink, mein kleiner Liebling, wenn's dir auch nicht schmeckt — es soll dir himmlisch belohnt werden.“

Während die Offiziere den Wein nach einem feurigen Eid auf die Marquesa und ihr Haus leerten, stürzte das zweitjüngste der Kinder zaudend zusammen. Der Oberst lief hinzu, wollte es in seinen Armen auffangen — da verfärbte sich auch der Älteste Knabe der Marquesa — wankte — fiel — — „Gift!“ schrie eine junge Stimme. Der Leutnant Vlomote von Montreux, ein Knabe noch von Gestalt, sank erbärmlich um und plötzlich erstickte es von allen Seiten wie aus einem Mund: „Gift! Gift! Vorrat! Vorrat!“ Gläser stürzten klirrend zur Erde. Wein floß rot wie Blut über die Damasttücher, Scherben, Spiegelglass. Blanke Degen zuckten auf — da brach auch das Lieblingstkind der Marquesa ästernd zusammen, als sie ein kleiner, gefangener Vogel sterbend von der Stange seines Käfigs. Pistolenläufe blickten die Marquesa aus drohenden, blauen Augen an. Sie richtete sich hoch auf und scheuchte die Waffen mit einer Handbewegung fort: „Bemühen Sie sich nicht, meine Herren — es wäre zwecklos und töricht — denn das Gift ist vorzüglich. Sie spüren wohl seine Vergänglichkeit bereits, nicht wahr?“ Und mit gewaltsamer Anstrengung wischte sie den Todesschweiß von den weißen Stirnen: „Es lebe Spanien! — Und — Tod allen euren Feinden!“

Wangsing hatte den Wahrslager gesprochen, ber den Hochzeitstag seitgelegt. Der heutige Tag sollte ein besonderer Glückstag sein, für das Brautpaar und auch für Wangsing. O heilige Einfalt! War es ein Glück, zusehen zu müssen, wie der andere die Braut heimführte? Doch sie, nahe dort drüben nicht schon der dicke Händler mit seiner Brautänste, um das Lieben zu holen? „Hol' dich die Flut, du Hundespiele! Hol' Du Damon der Westberge, schlafst du? Wo bleiben keine lustigen Jägerlein, die rauschenden Wälder der Berge? Ali! Was ist das? Die weiche Fahne zeigt sich im fernen Brodeloch. Wangsing! Sie kommen, die tanzenden Olsen! Spielt auf, ihr Braut-Musikanten, spielt dem Dielen den Hochzeitstreit im Flußbett! Die Töchter des Berggeistes wollen sich ihm vermählen! Und du, du Großmutter unter den Glocken, sei dein still, bleibe stumm zum ersten Mal seit dreihundert Jahren, und gönne den Kindern der Berge ihr neidliches Spiel mit dem Händler, dem prallen Schlauch — Huah! Mich fröstelt. — Wer rief da so laut Mörber? Vergiß, o dreigesichtige Kuanglin, batmherzige Mutter des All! Wo ist der Klöppel? Deine Glocke soll sprechen.“

Vor mehr als dreihundert Jahren entrann der reiche Delhändler Liu Wenshang mit knapper Not dem nassen Tod im Flußbett und stiftete das Klosterlein auf Bergeshöhe der milben Hötlin Kuanglin zu Ehren. Seitdem stand dort ein Wächter von Tagesanbruch bis zur Dämmerung und öffnete der Göttin den enzigen Mund, wenn die Wolken in den Westbergen sich schoben und stauten und Hochzeit hielten zwischen Hölle und Schlucht. „Bam, bam, bam-bam!“ — Rette sich, wer kann! — rief ihre fröhliche Stimme weithin über Tal und Strombett, und im Augenblick drückten Mensch und Tier die gefährliche Steinwölfe.

Wangsing spähte scharf nach Westen, doch nichts Weßes zeigte sich im fernen Brodeloch, wo die Flut zuerst als überraschend auftauchen mußte. Langsam wandte er den Blick nach Osten. Dort, zur Grefen, nahe, lag sein Heimatdorfchen, Siwangpuchuang. Und am Dorfesrande, nahe dem „Schloßteich“, blickte sich das windschiefe Häuschen seiner Jugendgedanken, der kleinen Wangsing, unter einem alten Maulbeerbaum. Heute würdigte Wangsing sich vor dem Altar der milben-

bergloren Hötlin und schritt in den Vorhof hinaus. Da stand die Göttin im brausenden Schmuck und daneben der Händler in einschneidem Kleid — den Hochzeitstag hielt er verborgen. Wangsing, drei Frauen holt sie ihm viel Geld und Gut, doch schlägt mir die Güte des Alters, ein treuerhafter Sohn. So kann du mich Vater hinsort und freie das Häuschen, das längst dir gegeben ist.“ — „So sei es, und Kuanglin möge uns legen.“

Adrienne will sich vergiften

Adrienne Druot, eine der bekanntesten Pariser Schauspielerinnen, hatte das Leben satt und beschloß, freiwillig aus diesem irischen Dammertal zu scheiden. Ihr Arzt war entgegenkommend genug, ihr eine süchtige Portion Veronal als Schlafmittel zu verschreiben; mit dem Rezept ging sie zur nächsten Apotheke und nahm dann eines schönen Abends das ganze erhaltenen Gift auf einmal ein. Die üblichen Abschiedsbriefe an die zahlreichen Freunde, Bekannte und Verwandten waren geschrieben und in den Kästen gestellt. Zur größten Bestürzung der schönen Selbstmordnerin stellte sich aber nicht der erwartete tiefe Schlaf, noch viel weniger der ersehnte Tod ein. Nur, ihr wurde ganz furchtbar übel, so übel, daß sie alle Selbstmordgedanken vergaß und schleunigst zum Arzt schickte. Als am andern Morgen die erschrockenen Freunde herbeileiteten, um sich persönlich von dem Ausgang des furchtbaren Dramas zu überzeugen, fanden sie die Tochter liegen, welche die Bette gekreist, zur Seite geplautzte, zwar noch etwas schwach, sonst aber ganz mutter im Bette liegen. Welch wunderbarer Fall war ihr Retter gewesen? Gang einfach der Apotheker, oder vielmehr dessen Berstreitheit. Er hatte sich vergiftet und der Lebensmüden Frau Veronal ein starkes — Brechmittel geben lassen. Stattdessen für diese, wenn auch irrthümlich erfolgte Lebensrettung dankbar zu sein, geriet die schöne Adrienne in die bestürzte Empörung gegen den Apotheker. Hatte dieser sie doch ihrer Meinung nach nicht betrogen, sondern auch die „Selbstmörderin“ in den Augen ihres ganzen ausgedehnten Bekanntenkreises lächerlich gemacht. Grund genug, beim Gericht sogleich eine Klage wegen Betrugs und Beleidigung gegen den unlässlichen Medizinmann einzulegen zu machen.

Das grüne Kleid bringt's an den Tag

Eigentlich wollte er seine Frau gar nicht malen lassen. Aber sie wußte ihn zu überreden — und so entstand für viertausend Franc die „Dame in Grün“. Da dem Ehemann das Bild mißfiel, sandte er es dem Maler zurück.

Der verlegte den Ehemann auf Zahlung und auf Abnahme des Bildes. Zum Termin erschien der Beilagte in Begleitung seiner Frau und dreier Damen, die er — wie er sagte — beliebig aus seinem Bekanntenkreis herausgesucht hatte. Er wies auf das neben dem Richter aufgestellte Porträt seiner Frau und fragte die Herren am grünen Tisch, welche der vier Frauen ihrer Ansicht nach das Bild darstellte.

Richter, Referendar und Schreiber — jeder wies auf eine andere der drei Damen aus dem Bekanntenkreis des Beilagten — nur auf dessen Frau wies keiner. Da läsfte das fünfjährige Töchterchen des Beilagten, das sich bisher unsichtbar hinter seinen Eltern gehalten hatte, in die Hände und rief: „Mummi! Das ist doch Mummi!“

Der Richter fragte erstaunt: „Woraus erkennst du das denn, mein Kind?“

Die Kleine wies auf das Bild und sagte: „Das ist doch Mummis grünes Kleid, das der Onkel nie zunehmen konnte.“

„Was für'n Onkel?“

„Woan wurde das Kleid denn geöffnet?“ fragt erregt der Ehemann. Und statt des Malers erwidert die Kleine englos: „Na, damit der Onkel besser malen konnte.“

„Lump!“ rief der Beilagte und will auf den Maler zugehen.

Der erhob zur Abwehr die Hand und sagte: „Ich verzichte auf Zahlung und behalte das Bild!“

„Die Frau auch!“ rief der Ehemann und verläßt mit seinem Kind das Zimmer. Dr. A. L. in B. S.

Man muß sich zu helfen wissen

Von zwei prominenten Mitgliedern des Burgtheaters in Wien, die ihre Rollen gewöhnlich nicht sehr beherzten und sich gern auf den „hübschen Geist in der Tiefe“ verließen, wird folgende Geschichte erzählt. Den Text einer Szene, in der sie zusammen an einem Tische saßen, konnten sie selbst bei der zwanzigsten Wiederholung des betreffenden Stükkes noch nicht. Da aber verlegter Tisch ganz vorne in der Mitte der Bühne zu stehen pflegte, gings mit den nötigen Einhilfen gewöhnlich ganz gut. Webschreibt aber ihren Schrein, als sie eines Tages beim Aufstreichen, daß der Tisch heute in einer ganz entfernten Ecke stand. Wie sie saßen sich und singen die Szene an; bald stotterte bei einer bald der andere. Das ging so eine Weile fort und wurde immer beängstigender. Endlich stand der eine auf und sagte laut: „Du, hier zieht's!“ worauf beide den Tisch nahmen, ihn gerade zu dem Souffleustisch stellten — und die Szene zu Ende spielten.

Der gute Selbstfall

Die Vorstellung war glücklich beendet. Auf der Bühne das größte Bestreitigung und freudigste Stimmung. Jeder einzelne der Künstler war erstaunt vor den Vorhang getreten, Sowohl als der Künstler eintrat.

Der Ehemann hatte sich schon gesehn, da hörte man noch einmal eine Stimme krallen: „Siegal! Siegal!“

„Hört Ihr?“ wandte sich Siegal an die Kollegen, „hört Ihr? Das ist der Mann, den ich selbst bezahlt habe.“

Geschäftliches.

Warum altern die Frauen heut nicht so rasch, als in früheren Jahren? Die Frage wird sich manche Mutter über Großmutter vorlegen, wenn sie Tochter oder Enkelin im reifen Alter elastischen Schritte einhergehen sieht. Die moderne Zeit stellt deutlich unsere Frauen mittler in das pulsierende Wirtschaftsleben. Sie ruft sie in die vordersten Reihen der Sportbewegung, läßt sie an allen Errungenschaften der Technik teilnehmen. Dieses alles erfordert Zeit, die unseren Müttern und Großmüttern nicht zur Verfügung stand. Sie waren mit häuslichen Arbeiten überfüllt. Da galt es Kochen, Stricken, Nähen, Schneuern, Waschen usw. Gerade das letztere ist heute zu einer Nebenbeschäftigung geworden, da die zeitgemäße, technisch vollendeten Waschmittel bestehen, zu denen an erster Stelle Rambuüberalle, das selbsttätige Waschmittel, gehört. Frei von öden Bestandteilen besitzt es eine ausgezeichnete Wasch- und Bleichkraft, das unübertrifft frischduftende Wäsche liefert. Ein Verlust allein bringt es nicht, sondern in Ballart einen Ech o“.

Repräsentanten seiner Freunde erwartet. Er darf nicht ein einziges Wort.